



Laurin Buser, Slam-Poet und Rapper, 25 Jahre alt.

«Erotik ist ein Bestandteil unseres Lebens»

Drei Männer aus drei verschiedenen Generationen reden über Männlichkeit, Körperbilder und berufliche Träume.
VON BIRGIT SCHMID UND TOBIAS OCHSENBEIN (TEXT)
UND CHRISTOPH RUCKSTUHL (BILDER)

Was ist ein Mann?

Werner Kieser: Einerseits definiert der Testosteronspiegel den Mann, der bei ihm viel höher ist als bei der Frau. Andererseits wird das, was man von einem Mann erwartet, durch die Kultur geprägt. Die Gesellschaft fordert von ihm eine Rolle.

Curdin Janett: Ich habe mir nie Gedanken darüber gemacht.

Laurin Buser: In meiner Generation hat sich der Begriff Mann gewandelt, und das ist gut. Denn nur wenn Rollen hinterfragt werden, können sie sich wandeln. Ich nehme heute aber schon zwei Klischee-Typen wahr: Da ist der absolute Softie, der seine Selbstzweifel fast schon wie Schmuck mit sich herumträgt. Auf der anderen Seite gibt es all die aufgepumpten Typen, die wieder zu völlig stupiden Männerbildern zurückkehren, weil das Leben so einfacher ist. Und zwischen den beiden Extremen gibt es sehr viele Graustufen. Aber ich will eigentlich nicht über Unterschiede zwischen Mann und Frau nachdenken. Wenn, dann über Gemeinsamkeiten, das Menschsein allgemein.

Herr Kieser, was hat sich getan, wenn Sie zurückschauen auf die Zeit, als Sie so jung waren wie Laurin Buser?

Kieser: Während der achtundsechziger wollten wir die Welt verändern. Dass man wegkommt vom kleinbürgerlichen Mief, von der Prüderie, in der wir aufgewachsen sind. Diese Prüderie kommt übrigens heute wieder. Die vorherrschende Political Correctness ist nichts anderes als Prüderie. Für unsere damaligen modernen Ideale ist das ein Rückschlag und für eine liberale Gesellschaft auch.

Wie meinen Sie das?

Kieser: Es ist semantische Kosmetik, dass wir gewisse Sachen nicht mehr sagen dürfen. Zum Beispiel das Wort «Neger». Es wird ja für Betroffene nicht automatisch besser, wenn wir bloss an Wörtern herumflicken.

Buser: Aber Sprache ist doch unser Kommunikationsmittel. Wie kann man denn etwas glaubwürdig anfechten, wenn nicht mit Sprache? Wenn Schwarze selber das Wort als diskriminierend empfinden, dann müssen wir aufhören, sie «Neger» zu nennen.

Dieselbe Diskussion führen wir ja jetzt bezüglich des Umgangs von Männern mit Frauen, wo auch das Reden mit und über Frauen in der Kritik steht.

Kieser trifft Janett trifft Buser

■ Werner Kieser, 1940 im Aargau geboren, gründete das Kieser-Krafttraining, das heute 275 000 Mitglieder hat. Der gelernte Schreiner machte mit über 70 den Master in Philosophie. Er hat einen 54-jährigen Sohn.

■ Der gebürtige Rätomane Curdin Janett mit Jahrgang 1970 war bis vor kurzem CEO der Werbeagentur Publicis und macht sich zurzeit selbstständig. 2015 wurde er «Werber des Jahres». Er hat zwei Kinder im Alter von 4 und 6 Jahren.

■ Der Basler Slam-Poet und Rapper Laurin Buser kam 1991 zur Welt. Momentan arbeitet er für eine Produktion am Schauspielhaus Zürich. Ausserdem tourt er mit seinem Soloprogramm und arbeitet an seinem zweiten Album.

«Meine Generation ist mit Pornografie aufgewachsen. Wir müssen dafür Worte finden.»

Laurin Buser

Kieser: Früher war etwas ein Kompliment, das heute als Belästigung empfunden wird. Auch hier zeigt sich: Sprache ist ein Spiegel der Gesellschaft. Indem wir die Sprache ändern, ändern wir nicht die Gesellschaft. Die Folge ist bloss, dass die Political Correctness noch stärker wird.

Buser: Aber wenn es die Frauen stört – wir können doch nicht über sie bestimmen! Ich stehe regelmässig als Poetry-Slammer oder Moderator auf der Bühne. In der Slam-Poetry-Szene weisen die Frauen heute darauf hin, dass sie nicht als die «bezaubernde» oder die «wunderschöne» Soundso angesagt werden wollen. Das zeigt doch: Was wir eventuell als Kompliment verstehen, fassen die Frauen als floskelhafte Kleinhaltung auf. Das muss ich so respektieren. Zudem merke ich so, dass ich allenfalls über gewisse Dinge falsch nachdenke – oder überhaupt erst beginne, darüber nachzudenken. Darum ist Sprache immer auch ein Abbild von dem, was gelebt wird.

Janett: Dass sich Rollenbilder verändern und man mit Stereotypen sorgfältig umgehen muss, das sehen wir ja auch in der Werbung. Würden wir heute Frauen wie in den fünfziger Jahren darstellen, wäre der Shitstorm garantiert. Das Feedback kommt schneller denn je. Am

Schluss entscheidet der Werbeempfänger darüber, was geht. Das zwingt richtigerweise Unternehmen und Werbende dazu, mehr achtzugeben.

Haben Sie ein Beispiel?

Janett: Auf vielen Plakatstellen in London war vor wenigen Wochen eine leicht bekleidete, schlanke Frau im Bikini zu sehen. Geworben wurde mit der Frage «Are you beach body ready?» für schlankmachende Proteinpulver. Die Darstellung der Frau löste heftige Reaktionen aus, worauf die Kampagne von den lokalen Behörden gestoppt und für die Zukunft verboten wurde.

Verändert die Sensibilisierung auch Ihr Verhalten – Herr Kieser: Begegnen Sie Frauen heute anders als früher?

Kieser: Ich bin zu alt, um mein Verhalten zu ändern. Ein Komiker hat einmal gesagt, Männer seien nach ihrer Pubertät nicht mehr veränderbar.

Machen Sie es sich nicht zu leicht?

Kieser: Mir gefallen die Frauen. Wenn ein Mann und eine Frau – und ich spreche jetzt von unserer evolutionären Herkunft – miteinander sprechen, spielt immer auch Erotik mit. Das ist ein Bestandteil unseres Lebens. Es stellt sich einfach die Frage: wie viel? Und die zweite Frage: Welchen Ausdruck nimmt das an? Ich könnte einer Frau in den Hintern kneifen; dann wäre das eine despektierliche Handlung. Das haben wir auch früher nicht gemacht. Oder ich kann ihr sagen, sie gefalle mir; kann ihr Blumen schenken, was immer. Das sind Rituale und Verhaltensweisen, die uralt sind.

Herr Buser, was sagen Sie dazu? Sie sind in einer Zeit aufgewachsen, in der nie-

mand mehr infrage stellt, dass Frauen und Männer gleichberechtigt sind.

Buser: Im Gegenteil, meine Generation ist mit Pornografie aufgewachsen. Und zwar in einer so extremen Form, wie es das vorher nie gab. Mit den Geschlechterbildern, die dort gezeigt werden, müssen schon Kinder umgehen lernen. Und hier sind wir wieder bei der Sprache: Umso wichtiger ist es, dass wir dafür Worte finden. Wir müssen einander sagen, was okay ist und was nicht. Wir müssen miteinander reden.

Wird unter den Jungen genügend geredet?

Buser: Dieser Austausch ist sehr milieuhabhängig. Und sogar an der Universität trifft man nicht überall auf dieselbe Offenheit. An der Wirtschaftsfakultät gibt es vermutlich noch viel mehr Codes, wie sich Männer und Frauen zu verhalten haben. Ich sehe auch Leute in meinem Alter, die sich wieder an alten Vorstellungen orientieren, die die Generation meiner Eltern doch abzuwerfen versucht hat. Die sagen sich dann: Das

«Ein Komiker hat einmal gesagt, Männer seien nach der Pubertät nicht mehr veränderbar.»

Werner Kieser



Werner Kieser, Unternehmer und Philosoph, 76 Jahre alt.



Curdin Janett, Werber, 46 Jahre alt.

traditionelle Familienmodell ist doch super, das funktioniert wunderbar, was war eigentlich euer Problem damals?

Kieser: Du sprichst es an, das ist ein Familien- und Erziehungsproblem: was man den Kindern beibringt, das tragen sie hinaus ins Leben.

Da könnten Sie angesprochen sein, Herr Janett. Sie haben ja zwei Kinder.

Janett: Meine Kinder sind jetzt vier und sechs, es ist zu früh, um mit ihnen Wertediskussionen zu führen. Aber das haben ja Generationen an sich: Man reibt sich an der Generation vorher. Man will nie das Gleiche tun wie die Eltern, das liegt in der Natur der Sache.

Wie haben denn Sie sich von Ihren Eltern abgegrenzt?

Janett: Auch ich habe revoltiert und wollte vieles anders machen als meine Eltern. Die Generation meiner Eltern prägte der Wirtschaftsboom. Da ging es immer vorwärts, es ging ihnen immer besser, aber trotzdem haben sie den Planeten nicht gerettet. Umweltschutz? Haben sie nichts dafür getan. Und da sind halt bei uns Jungen dann Umweltschutz- und soziale Themen hoch auf der Agenda gestanden.

Kieser: Mit der Pubertät geht alles durcheinander. Und dann ist die bisherige Welt eigentlich abgeschrieben. Die Eltern sind vergreist, man wählt einen anderen Weg. Es ist auch hormonell bedingt, dass die Jungen aus ihrem Kindergatter ausbrechen wollen. Sie greifen schliesslich Ideologien auf, die das genaue Gegenteil des elterlichen Gesellschaftsbildes darstellen.

Aber gerade der jungen Generation wird heute vorgeworfen, sie sei überangepasst. Ist das so?

Buser: Bei der Generation, die jetzt in die Berufswelt einsteigt, gibt es einen Konsens: Gewinnorientierung. Egal, in welchem Milieu, egal, in welchem Berufsfeld. Es geht immer darum zu maximieren. Reduzieren kommt bei diesen Leuten nur infrage, wenn es wiederum die Lebensqualität maximiert. Das ist wahrscheinlich mit Überangepasstheit gemeint. Der Kapitalismus ist einfach so tief drinnen in allen. Ich sehe es ja auch bei mir. Ich kenne es nicht anders.

Sie, Herr Kieser, haben einmal gesagt: «Ein verständiger Vater wirft einen mündigen Sohn aus dem Haus.»

Kieser: Da habe ich den Philosophen Max Stirner zitiert. Wenn Kinder heute bis 40 Jahre bei ihren Eltern wohnen, entspricht das genau dem Gegenteil dessen, was dieser Satz meint.

Janett: Wenn ich Millennials heute über Wünsche sprechen höre, kommt fast

«Wenn ich Millennials über Wünsche sprechen höre, kommt fast immer: Ich will erfolgreich sein.»

Curdin Janett

immer irgendwo vor: «Ich will erfolgreich sein. Ich will Millionär sein. Reich und berühmt.» Wie sie das schaffen, ist ihnen egal, es geht ums Resultat. Für mich ist befremdlich, dass man nicht zu allererst einmal macht, wofür man brennt.

Buser: Ich glaube, es gibt schon Leute, die nach wie vor nach ihrer Passion suchen, nach ihrem Traumberuf. Ich kann jetzt nur von mir ausgehen, aber für mich ist es ganz natürlich, dass ich meine Kunst verfolge, dass ich kreativ bin. Das bedeutet für mich Lebensqualität. Aber eben: Genauso ehrgeizig strebe ich den geschäftlichen Erfolg an.

Den einen Lebensberuf gibt es heute viel seltener, deshalb spricht man auch von der «Generation Projekt». Selbstverwirklichung ist wichtiger als eine lineare Karriere. Kommt Ihnen das vertraut vor?

Kieser: Wir sind alle drei Unternehmer, vielleicht der verkannteste Beruf. Viele Leute sind der Meinung, Unternehmer machten etwas nur des Geldes wegen. Die denken auch, für uns sei Geld eine

gesellschaftliche Anerkennung. Das stimmt nicht, das ist aus meiner Sicht eine kleinbürgerliche Attitüde. Die wenigsten Unternehmer, die ich kenne, arbeiten nur wegen des Geldes. Sondern die haben nach der Devise gehandelt: «Mach dein Hobby zum Beruf, dann musst du nie mehr arbeiten.»

Janett: Man kann auch eine erfolgreiche Karriere machen, die sich nicht auf den einen Lebensberuf beschränkt. Wir haben heute die Möglichkeit zu sagen: «Wenn es so nicht funktioniert, dann versuche ich es auf einem anderen Weg.» Bereits in meiner Generation ging man nicht zu einer Firma und wollte bis zur Pensionierung bleiben. Es sei denn, man trat eine Nachfolge in einem Familienbetrieb an, das konnte schon gegen den eigenen Berufswunsch gehen.

Wie war das bei Ihnen, Herr Buser? Sie sind Künstler, Ihre Eltern waren es auch.

Buser: Meine Eltern haben zum Glück nie gesagt: «Nein, nein, Sohn, das ist kein richtiger Beruf!» Sie haben mir vorgelebt, wie berechtigt ein Dasein als Künstler ist. Womöglich konnte ich dadurch mein Talent früher entdecken, als wenn sie bürgerliche Berufe ausgeübt hätten.

Beeinflusste der Beruf Ihres Vaters auch Ihre Berufswahl, Herr Kieser?

Kieser: Mein Vater war Schreinermeister. Ich lernte auch Schreiner, kam durch den Sport davon ab und wollte Profiboxer werden, was ein Unfall verhinderte. Schreiner ist ein schöner Beruf, doch das Leben schickt einen auf Umwege. Mit 60 begann ich mein Philosophiestudium und ging dafür an die Uni, da ich die Strukturen brauchte. Mit 72 schloss ich mit dem Master ab. Für mich war es wie ein Krafttraining, ein geistiger Widerstand, den es zu überwinden

galt. Jetzt lerne ich Musikinstrumente. Das ist auch gut für den Kopf.

Und die ändern beiden – machen Sie auch Musik?

Buser: Als ich mich auf die Sprache zu fokussieren begann und als Slam-Poet auftrat, begann ich mein Interesse am Musikinstrument zu verlieren. Seither ist Sprache mein Instrument. Und ich bin Rapper, arbeite ständig mit Musikern.

Janett: Mit 16 war ich in Schulbands, jetzt spiele ich Gitarre, aber nur für den Hausgebrauch. Ich könnte nie das Leben mit Musik bestreiten. Die Leute würden zahlen, damit ich zu spielen aufhöre. Für mich gibt es, um abzuschalten, nichts Besseres, als Musik zu machen.

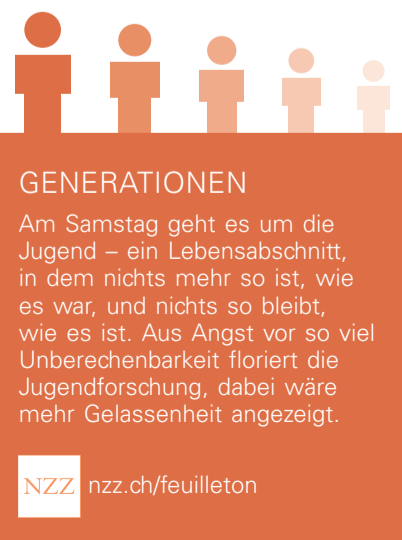
Auch Sie, Herr Janett, legen in Ihrer Karriere jetzt einen Halt ein und satteln um. Was werden Sie tun?

Janett: Ich kann erst so viel sagen: Auch ich mache eine Passion zum Beruf. Ich war 25 Jahre lang Angestellter, Unternehmer bin ich erst seit drei Wochen.

Warum gingen Sie in die Werbung?

Janett: Weil ich Menschen gern habe und Abwechslung mag. Ich kann mich nicht mit einem Thema bis zum Letzten beschäftigen, zudem funktioniert Werbung nur im Team. Natürlich: Man hat oft ein Halbwissen, deshalb gilt der Werber als oberflächlich. Das stimmt zum Teil. Für mich war immer klar, dass ich nicht ewig in einem Angestelltenverhältnis sein will. 46 ist ein gutes Alter, um noch einmal etwas ganz anderes zu machen. Mit 57 gibt einem kein Investor mehr Geld, der würde die Nachfolgeregelung im Businessplan vermissen und sagen, hier hast du 500 Franken für einen Rollator, aber rufe mich nicht mehr an.

Fortsetzung auf Seite 54



Fortsetzung von Seite 53

Gespräch mit drei Frauen

Dort habe ich mich für einen gesunden Egoismus als legitime Form echter Nächstenliebe ausgesprochen. Denn ich kann anderen nur Gutes tun, wenn es mir auch gutgeht. Ich muss mir selbst der Nächste sein, wenn ich aus dem Vollen schöpfen will. Viele Frauen kommen im traditionellen Familienleben an einen Punkt, wo sie nicht mehr geben können, weil sie ständig nur gegeben haben. Sie sind leer und sitzen plötzlich in einer Klinik. Sorge zu sich zu tragen, ist eine negativ konnotierte Haltung. Leider.

Steinbeck: Dem stimme ich zu.

Michel: Eine interessante Interpretation, das muss ich zugeben. Und für mich eine neue, die ich teile. Es handelt sich hier um eine Art Selbsterhaltungstrieb. Den braucht es.

Stichwort Familie – hast du Kinder, Kafi?

Freitag: Ich habe einen Sohn. Aber ich bin eine Teilzeitmutter, weil mein Kind nur jede zweite Woche bei mir wohnt.

Und der Vater?

Freitag: Er ist Teilzeitvater. Wir sind glücklich geschieden.

In welchem Alter wurdest du Mutter?

Freitag: Mit 29 Jahren. Blutjung in unserer Gesellschaft.

Michelle, willst du Kinder?

Steinbeck: Ja. Ich weiss nur nicht, wann.

Frau Michel, Sie leben in einer Grossfamilie, haben aber selbst keine Kinder?

Michel: Ich habe keinen Mann und keine Kinder in dem Sinne. Ich lebe aber in einem Clan. Der produziert ständig

Kleinkinder, Mittelkinder, Grosseltern. In meiner Generation hat man die Paarung in einem gewissen Alter mit Anlässen forciert. Da war ich sehr aktiv. Aber es sollte nicht sein. Das war nicht ganz mein freier Wille. Da musste ich eine Entscheidung treffen.

Sie fällen Entscheidungen offensichtlich mit einer aussergewöhnlichen Klarheit. Woher kommt das?

Michel: Ich eigne mich ganz schlecht dazu, einfach dazusitzen und zu finden, ich sei ein erbarmungswürdiges Wesen. Ich befinde mich nun in der wunderbaren Lage, dass um mich, die Grossmutter, das reiche Leben ist. Ich liebe Kinder, ich liebe es, mit ihnen zu spielen und zu lesen. Das mache ich bis heute für alle Enkel unseres Clans – mit den Spielsachen meiner Grosseltern! Man kann nun mal nicht alles haben im Leben.

Wollen die heutigen Frauen aus Ihrer Sicht zu viel?

Michel: Nein, hätte die Natur mitgespielt, hätte sich auch beides problemlos vereinbaren lassen: Karriere und Familie. Aber manchmal gibt es nun mal ein Schicksal, und dann muss man damit fertigwerden. Daran können Menschen wachsen.

Das klingt alles sehr positiv und bejahend. Sind Sie auch positiv gestimmt für das Zusammenleben in der Zukunft?

Michel: Muss ich das sein? Ich glaube, jede Generation muss ihre Probleme selber lösen. Wir Älteren können Jüngere aber dabei unterstützen. Das ist auch eine Verantwortung. Denn wir haben ja das Umfeld mitgestaltet, in dem die jüngeren Menschen heute tätig sind. Ich beteilige mich deshalb an Projekten, welche die Bedingungen für berufstätige Frauen weiter verbessern.

Freitag: Das weiss ich zu schätzen. Aber es geht nicht bloss um ökonomische Bedingungen – es geht um die Mentalität. Wir Frauen trauen uns zu wenig zu. Seit



«Wir sind doch eigentlich alle eitel geboren, Frauen und Männer.»

Rosmarie Michel

unserer Kindheit wollen wir gefallen und geliebt werden. Mädchen werden dazu erzogen. Da heisst es, «sei lieb, sei herzlich». Die Haare werden gezöpfelt und schöne Kleidchen gekauft. Entwickeln wir uns weiter!

Sprichst du zu uns – oder zu dir selbst?

Freitag: Ehrlich gesagt: Das ist nicht so meine Baustelle. Ich bin in einem Hochregalwarenlager mit Werkzeug aufgewachsen, da war's schmutzig, darum habe ich auch nie Kleider getragen. Meine Haare durfte ich lange nicht wachsen lassen, meiner Mutter war das Schönsein nicht so wichtig, und ich wurde nicht darauf getrimmt.

Das siehst du heute offensichtlich anders.

Freitag: Klar, ich putze mich gerne heraus. Trotzdem kann ich gut mit einer gewissen Hässlichkeit leben. Ich trage gerne roten Lippenstift, aber ich definiere mich nicht darüber, denn ich weiss genau: Es ist vergänglich.

Michelle, willst du gefallen?

Steinbeck: Mehr, als mir lieb ist. Und natürlich nicht nur äusserlich, da bin ich relativ schnell zufrieden. Als Kind lief ich vor allem im Trainer rum. Meine Tante hat mir jeweils erbost die Haare gekämmt, weil ich das zu Hause nicht musste. Mein Vater sagt noch heute: «Deine Nase ist schräg – werd bloss nicht eitel!» Aber das Gefallenwollen geht viel tiefer. Heute kehrt es sich sogar um: Letztlich ging ich trotzig im Pyjama zu einem Fototermin. Weil ich eben nicht primär hübsch rüberkommen möchte. Was dann wahrscheinlich noch eitel ist.

Michel: Wir sind doch eigentlich alle eitel geboren, Frauen und Männer!

Wie muss ein Mann heute sein? Was sollte er mitbringen?

Freitag: Einen Penis! (lacht)

Das reicht?

Freitag: Nein, ernsthaft, da bin ich offen, ich habe kein stures Bild von einem Mann. Die Männer in meinem Leben waren sehr unterschiedliche Menschen.

Steinbeck: Er sollte selbständig sein. Und mein Partner sollte etwas haben, für das er brennt. Ein Talent, das ich bewundere. Aber was ich noch sagen will: Frauen und Männer – das sollte aufhören, ein Kampf zu sein. Von früh auf werden die Geschlechter durch angeblich angeborene Unterschiede gegenseitig mystifiziert: «Buben sind halt anders...» Daraus entwickeln sich diese so unverträglichen Geschlechterrollen – «Frauen sind von der Venus, Männer vom Mars». Ich glaube, wenn wir davon wegkommen und offen miteinander reden, merken wir, dass wir uns viel ähnlicher sind, als wir meinen.

Michel: Genau – es braucht Respekt. Und Toleranz. Beides gehört zusammen. Von Männern erwarte ich, dass sie echte Gesprächspartner sind. Was Sie, Frau Freitag, angesprochen haben, das ist natürlich auch wichtig. Aber ich würde meinen: Es ist am Ende eher sekundär.

ANZEIGE



«So soll es bleiben, auch wenn ich 70 bin. Darum plane ich schon jetzt.»

Credit Suisse Finanzplanung
Für alles, was kommt.
credit-suisse.com/finanzplanung

Jetzt vorsorgen:
Säule 3a
5,81%*
p. a. Rendite Performance 2011–2016



*Erwirtschaftete Rendite p. a. eines der CSA Mixta-BVG-Produkte im Zeitraum vom 29.7.2011 bis zum 29.7.2016. Historische Wertentwicklungen und Finanzmarktsszenarien sind kein verlässlicher Indikator für laufende und zukünftige Ergebnisse.

Fortsetzung von Seite 51

Gespräch mit drei Männern

Kieser: Du musst trainieren, dann brauchst du keinen Rollator. (lacht)

Buser: Sogar in meinem Beruf, der als kreativ und abwechslungsreich gilt – sogar ich bin an einem Punkt, wo ich mich frage: Was gibt es noch? Sollte ich die Musik weiterverfolgen? Also entschliesse ich mich dazu. Und sofort denkt es: Wie kommuniziere ich das nach aussen? Als Künstler frage ich mich, wie ich den Karriereschritt vermarkte, damit ich ihn überhaupt machen kann. Selbständigkeit ist immer auch eine Selbstvermarktung. Als Künstler muss ich aufpassen, die Balance zu behalten und das weiterzuverfolgen, worum es geht: die Kunst.

Ist es nicht eine romantische Vorstellung zu meinen, dass Künstler früher einfach ihr Ding durchgezogen haben, Scheitern hin und wieder inbegriffen?

Buser: Nein, es ist wirklich so. Deshalb hadere ich damit, wie sehr sich junge Künstler vermarkten. Die Mainstreamkunst wird immer einfältiger. Ich weiss nicht, wohin das führt, wenn man nur noch über Marketing nachdenkt.

Janett: Jeder ist seine eigene Marke. Mein Lieblingssatz lautet: «A brand is a promise kept.» Die Marke muss das Versprechen aber auch einlösen. Vereinfacht man, ist die Wirkung kurzfristig, vor allem dann, wenn man in seinem Fach nicht der Beste ist.

Als Medium zur Selbstdarstellung wird zunehmend auch der eigene Körper eingesetzt. Herr Kieser, Ihre Trainingsräume sollen heute nicht mehr nur bei Rückenproblemen frequentiert werden, sondern es geht um Körperbilder – was auch für Männer immer wichtiger ist. Richtig?

Kieser: Jeder Mensch will gefallen, aber auch nicht zu sehr auffallen durch Eitelkeit. Das war schon immer so. Neu ist, dass die Kosmetik- und Fitnessindustrie einem nun aufzeigt, wie die äussere Erscheinung zu verbessern sei. Meine Frau ist Ärztin und untersucht in den Trainingscentern die Kunden, damit diese



«Selbst Künstler denken heute nur noch über Selbstvermarktung nach. Wohin führt das?»

Laurin Buser

möglichst optimal trainieren; wir haben ja auch viele Ältere. Sie staunt, wie viele Leute tätowiert sind. In meiner Jugend waren nur Kriminelle tätowiert und Seeleute. War einer tätowiert, sagten wir: Pass auf, der war im Knast. Bei Seemännern tolerierten wir es. Warum sind heute alle tätowiert? Weil es das Angebot gibt und Prominente vorangingen – schauen Sie sich Gölä an. Also wollen alle anderen auch sein wie sie. Anderes Beispiel: Die Hosen, die die Jungen an der Kniekehle unten tragen. Das haben die Werber verbrochen...

Janett: Sind wir wieder schuld, ist ja klar (lacht).

Kieser: Wissen Sie, woher die tief-sitzende Hose kommt? Ich dachte, aus der Bronx. Dort wurde die Mode tatsächlich entdeckt. Ursprünglich aber kommt sie aus dem Knast. Weil die Prostituierten die Hosen gar nicht mehr hinaufzogen, die gingen so von Zelle zu Zelle. Das fand man chic, und die Knastbrüder trugen das dann in die Bronx. Als Folge davon wurden die Unterhosen

und überhaupt alle Hosen schmaler um die Hüfte. So entstehen Trends. Jeder kopiert sie, um dabei zu sein. Genau dasselbe bei der Kosmetik oder wenn alle Muskeln wollen. Ich nehme das nicht zu ernst. Es ist etwas anderes, wenn Sie Rückenprobleme haben. Mein Unternehmen lebt davon: Denn das werden Sie los mit Krafttraining.

Wie halten Sie es mit den Hanteln, Herr Buser und Herr Janett?

Buser: Ich gehe auch ins Fitness. Man vergleicht ja heute den Besuch im Fitnessstudio mit dem Kirchgang früher. Kraftübungen sind wie das Gebet, je häufiger man es macht, desto besser fühlt man sich, und man hat ein gutes Gewissen. Das hat schon etwas.

Janett: Mein Hauptsport ist, ein schlechtes Gewissen zu haben, weil ich zu wenig Sport treibe. Ich mag viel lieber Mannschaftssport. Bei mir muss ein Ball im Spiel sein.

Sie übertreiben es also nicht?

Buser: Ich behalte das gesunde Mass. Aber man muss schon einmal sagen, die Werbewelt trägt in Bezug auf wahnhaftige Körperbilder eine Verantwortung. Werbung hat einen krassen Einfluss auf Schönheitsideale, die ungesund oder krankhaft sind. So dass Mädchen keine Gegenbilder erhalten, die ihnen zeigen: auch weniger dünn ist normal. Sie wollen sein wie das Model auf dem Werbeplakat. Das gilt auch für die Jungs, die sich nur mit Sixpack männlich fühlen und wie Bodybuilder aussehen wollen.

Kieser: Ich bin auch dagegen, dass etwas unreflektiert übernommen wird. Aber gerade Bodybuilding ist eine Kunstform, keine Sportart. Ich komme aus dieser Szene: Der Bodybuilder ist Künstler und Kunstobjekt in einem. Das hat nichts mit Gesundheit zu tun und ist auch ein schlechtes Beispiel, um Krafttraining zu kritisieren. Das Problem entsteht, wo ein Körperbild zum Ideal wird. Sieht ein junger Mann keine Fortschritte, dann greift er vielleicht zu muskelfördernden Substanzen und schadet sich damit. Aber unter 10 000 Männern hat vielleicht einer das genetische Potenzial, ein Arnold Schwarzenegger zu werden.

Janett: Das gilt ja nicht nur für den Körper. Leider haben noch viel weniger das Zeug dazu, ein Albert Einstein zu sein.